

Pränumerationsbedin-
gungen: In Wien pränu-
merirt man bei der Expedi-
tion, Stadt, Saarmarkt
Nr. 730, im langen Durch-
haus, od. in der Buchhandlung
Sallmayer & Comp.,
Kärntnerstraße, viertel-
jährig mit 1 fl. 15 kr.,
halbjährig 2 fl. 30 kr.,
monatlich mit 30 kr. C. M.
Trägerlohn 5 kr. monatl.

National-Zeitung.

Politisches Volksblatt

für demokratische Interessen.

Verantwortlicher Redakteur und Eigenthümer:

Wilhelm Ehrlich.

Mitredakteur:

Adolf Chaisés.

N^o 25.

den 17. August

1848.

Ueber das mittelalterliche und moderne Proletariat.

(Fortsetzung.)

Aber überhaupt war die ganze finstere religiöse An-
schauungsweise dem Aufschwung des materiellen Wohlseins hin-
derlich. Abgesehen davon, daß viele von Bigotismus getrie-
ben, nicht nur ihr Eigenthum der Kirche schenkten, und so ihre
Kinder zu Bettlern machten, sondern sogar sich selbst als Leibeigene derselben überantworteten, was wieder die Kirche nach
Kräften beförderte. Das finstere, mystische Wesen, der blinde
Glaube an das Gebundensein an eine äußere Autorität muß
nothwendig eine Trägheit, eine Unlust zur Arbeit erzeugen.
Dazu kommt die ganze Auffassung des mittelalterlichen Ka-
tholicismus mit seinem Dualismus (Schwanken) zwischen dem
Jenseits und Diesseits, wornach das Weltliche als etwas
Geringes, ja sogar als etwas Schlechtes erscheint. Was kann
andere daraus erfolgen, als daß man sich mehr dem Jenseits
hingibt und die weltlichen Beschäftigungen soviel als möglich
vernachlässigt? —

Und zeigt nicht die Geschichte, daß gerade die in religiö-
ser Hinsicht am meisten Befangenen und Gebundenen in mate-
rieller Beziehung, in Handel, Gewerbe und Ackerbau, und
folglich auch im Wohlstand am weitesten zurück sind? — So
ist es gewiß, daß die protestantischen Länder durchschnittlich
einen größern Fleiß und Wohlhabenheit entwickelten, als die
Katholischen. Besonders galt das in frühern Zeiten, wo der
Katholicismus im Volke noch mehr Geltung und Anhänger
hatte, als jetzt. —

An der Verkommung des Volkes ist also neben der Un-
freiheit in politischer Hinsicht oder überhaupt dem Mangel an
Recht auch die Unfreiheit in religiöser Beziehung, die finstere
mystische Anschauungsweise Schuld. Eine Kirche, die nicht müde
wird, von der Verachtung des Irdischen, des Weltlichen zu re-
den, und die ihre Blicke nur dem Jenseits zugewandt wissen
will, und demzufolge nothwendig das Diesseitige vernachläßi-
gen muß; eine Kirche ferner, die lehrt, daß der Mensch nur
durch Elend und Unglück hindurch den Weg zum Himmel fin-
den könne, die darauf hinweist, wie ja Gott selber alle die
größte Schmach und Noth ertrug, und die überhaupt nur im-
mer von der Vergeltung und der Seligkeit im jenseitigen un-
bekannten Leben tröstet — eine Kirche endlich, die durch ihre
Lehre von einer unmittelbaren Leitung der Dinge durch die
Gottheit nothwendig wenigstens eine Art Fatalismus (Schick-
salsglauben) erzeugt, so daß man sich eben in Alles, ähnlich dem
Mohamedanismus, schicken und zufrieden hingeben muß, —

eine solche Kirche konnte das materielle Wohl und die Frei-
heit nicht fördern, vielmehr nur als etwas Untergeordnetes und
Gleichgültiges betrachten.

Dieser traurigen Lage suchte der Bauernkrieg ein Ende
zu machen. Durch Thomas Münzer bekam der Bauernkrieg
offenbar eine religiöse Färbung. Ein nicht klar bewußtes Stre-
ben nach Freiheit und Gleichheit aus dem Gebiete der Religion
in das der socialen Verhältnisse übertragen, war es, was jene
Unglücklichen, von aller Welt Verfolgten, bewog, die Waffen zu
ergreifen! — Nur irrten sie darin, daß sie die unverletzlichen
Armenenrechte nicht aus der Vernunft, sondern aus der Of-
fenbarung herleiteten. Und gerade diese Unfreiheit von den Ban-
den der Religion gereichte ihrem, im Principe gerechtesten
Streben, zum entschiedensten Nachtheil. Denn da es nun na-
türlich auf die Commentare, auf die Auslegung der Offenba-
rung ankam, so war damit das Wichtigste in die Hände der
Theologen gelegt, und daß diese von einer Freiheit im Sinne
der Bauern nichts wissen wollten, war vorauszusehen. Die
Christliche Religion, lehrte und predigte man, ist nur eine inten-
sive (innere) und die Freiheit und Gleichheit gilt nur vor Gott.
Und leider wurde das Verderben der Bauern noch dadurch be-
schleunigt, daß auch Luther, der Ausdruck der damaligen Zeit,
diese Ansicht theilte. Luther sagt nämlich in seinen Schriften:
„Soll keine Leibeigenschaft mehr sein, weil Christus Alle be-
freiet hat? Dann hiesse das die christliche Lehre ganz fleisch-
lich machen. — Abraham und andere Erzväter hatten ja
auch Leibeigene gehabt! Und was lehrt der heilige Paulus,
was er von den Knechten lehrt, welche alle Leibeigene waren.
Darum ist die Lehre von Freiheit und Gleichheit in rein mensch-
licher Anschauungsweise, stark gegen das Christenthum. Denn
ein Leibeigener kann wohl Christ sein und christliche Freiheit
haben, (welche?) gleichwie ein Gefangener oder Kranker. —
Ein Christ läßt rauben, nehmen, drücken, schinden, schaben,
fressen, toben und sich martern, wer da will, denn er ist ein
Märtyrer auf Erden! — — Diese pietistische und verzwickte
Erklärung Luthers war ein Todesstoß für die revoltirenden
Bauern.

Doch wie die Leidenschaft des Einzelnen, des galatischen
Pietismus verraucht, und die liebende menschliche Vernunft
sich nach und nach als Lenkerin geltend macht, so geht es auch
im Großen bei den Völkern, in der Geschichte und den Reli-
gionen. Die Angelegenheiten der Erde begannen im Jahre 89
in Frankreich die des Himmels zu verdrängen. Anfangs schie-
nen sie nur erst im geborgten Lichte des Himmels zu strahlen,
bis man an ihnen die Kraft entdeckte, selbst zu leuchten. Die
nachfolgenden Jahre, besonders das jetzige, rief die Humanität
im Bewußtsein der Nationen hervor. Die Sorge die man den
staatlichen Angelegenheiten für die Gesamtheit angedeihen ließ,

das Streben, sie zu einer des menschlichen Geistes würdigern Gestaltung zu erheben, beweisen deutlich genug, was in den Vordergrund getreten ist, und es ist nur Selbsttäuschung, neben dem automatischen Staate, neben der Volkssouveränität, sich paradoxer Sätze der Kirche bedienen zu wollen. — Doch zur Sache.

Die Artikel, welche die Bauern in ihrem Manifest aufstellten, zeugen von Mäßigung in ihren Forderungen. Sie verlangten damals nicht einmal volle Freiheit, sondern nur Herstellung ihres frühern, vertragsmäßig gegründeten Zustandes. Auch waren sie anfangs voll Zutrauen gegen die Fürsten. Sie hatten flehentlich um Abhilfe ihrer Beschwerden. Man hörte ihre Klagen nicht. Sie standen auf, wurden aber, wie die Geschichte uns lehrt, gänzlich erdrückt. Ein Hauptgrund dieses Ausgangs lag auch im Mangel an Bildung und organisirendem Geiste. Es war mehr ein dunkler Drang, der sie zur Rebellion trieb, als ein klares bestimmtes Ziel. Klar aber war Allen der unausweichliche Druck. Ueber ihre Sonderverhältnisse konnten sie sich nicht erheben. Nur auf diese war Alles berechnet; an einer höhern, auch andere Stände und Interessen vereinigenden allgemeinen Idee einer staatlichen und kirchlichen Reform, fehlte es ganz. Auch die Städte waren damals in Standesverhältnissen zu sehr befangen, um sich zu einem großartigen Gedanken der Allgemeinheit emporschwingen zu können. Es fehlte zwar von hier aus nicht an Sympathie, doch waren es nur vereinzelte Erscheinungen. Es ist freilich wahr, auch die andern Sphären der Gesellschaft hatte eine tiefe Unzufriedenheit mit den Bestehenden ergriffen. Doch war die damalige Zeit zu bigott, zu religiös, so daß die kirchlichen Fragen alle Kräfte und Gedanken in Anspruch nahmen. —

Betrachten wir das Proletariat der damaligen Städte. Die Städte befanden sich Anfangs in derselben gedrückten Lage, wie die Bauern. Man braucht nur die Freibriefe zu überblicken, welche die Herrn ihren Städten verkauften, um sich ein Gemälde der jämmerlichen Lage der Bürger von damals zu bilden. Die Herren hatten alle Monopole an sich gerissen. Die Nichtadeligen konnten nicht einmal Handelsgeschäfte betreiben, und auch in politischer Hinsicht beherrschte der Adel Alles. Das Volk gewann aber mit einemmale die Oberhand, durch Association und durch die Zünfte. Kaum aber hatten sie sich emancipirt, als auch sie wieder nach Unten einen furchtbaren Druck auszuüben begannen und zwar durch das Zunftwesen.

(Schluß folgt).

Die Versammlung der Deutsch-Katholiken im Odeon-Saale.

Motto. Die Freiheit bringt das Licht.
Das Licht ist — die Wahrheit.

Ich begab mich Dinstag den 15. August Vormittags in die ausgedehnten und bereits ungeheuer gefüllten Räume des Odeon-Saales, begierig wie so viele Andere die Lehre des Lichts und der Wahrheit zu vernehmen. — Wer hat sich nicht ein Ideal gebildet, über den Zweck des Seins, über das Bestehen des Weltgeistes, — eines Gottes, wer hat nicht, dem die Natur Verstand gegeben, der die Gelegenheit hatte, sich so viel Bildung zu erwerben seine Gedanken zu ordnen und auf einen erfassen Gegenstand zu konzentriren, seine Denkkraft auf das große, rein geistige Werk der Religion gerichtet, — wem sind da nicht irrige Begriffe und Lehren aufgestoßen? — Wer fühlte nicht auch hier das innigste Bedürfnis nach Licht, Wahrheit und Freiheit!!! —

Herr Pauli stellte sich die schöne Aufgabe für die Emancipation des Verstandes, der Vernunft zu wirken, dem Betrüge

und der Täuschung offen und ehrlich entgegen zu treten. — Für den Erfolg mag folgender Vorfall noch deutlicher, als der begeisterte Jubelruf einiger Tausend Anwesenden sprechen: — Im Verlaufe des Vortrags des Herrn Pauli, erhob sich ein Priester aus der Mitte der versammelten Zuhörer, begab sich sichtbar bewegt und ergriffen auf die Rednerbühne, — und kaum hatte Herr Pauli geendet, wurde ein neuer Lehrer des Lichtes der überraschten Menge vorgestellt; — begeistert war der Jubel, der den neuen Wahrheits-Apostel empfing und im Verlaufe seiner äußerst gelungenen improvisirten Rede ihn öfter unterbrach. — Seine Worte aber und dieser Moment werden aber auch jedem unvergesslich bleiben. — Auf allgemeine Aufforderung erfuhren wir, daß dieser Priester Herr Hirschberger, Feldkaplan des Militär-Spitals in der Alservorstadt sei, welcher uns auch gütigst versprach, Freitag Nachmittags um 3 Uhr eine Rede zu halten. — Daß der Andrang ungeheuer sein wird, läßt sich erwarten. — Noch besonders bemerkenswerth, und äußerst rührend ist der Moment, wo er auf die Schritte einer tyrannischer Priester-Obzirkel gefaßt, die begeisterten Zuhörer bat, nur friedliche und gefehliche Wege zu seiner Hülfe zu ergreifen. — Wir vertrauen die Sorge für seine ungeschmälerete Freiheit, einem verehrten löblichen Sicherheits-Ausschuße, im festen Vertrauen, daß die Männer, die so vieles für das materielle Wohl des Volkes gethan, auch für dessen geistige Ausbildung alle Sorge anwenden und die Verkünder religiöser Freiheit beschützen werden. — Ein Hoch! den Wiener-Aposteln des Deutsch-Katholizismus Herrn Pauli und Herrn Hirschberger!! — Doch mögen sie unbeforgt sein wegen ihrer Sicherheit, — denn es schützt sie der Geist der Zeit, — der Aufklärung, — der Wahrheit — und des Lichtes!!!

W. S. G.

Ueber Popularität.

Popular, das heißt, beim Volke beliebt zu werden, ist ein Streben, durch welches die Regierenden (Fürsten und Beamte) mehr, als auf irgend eine andere Art und selbst ohne es zu wollen, die Souveränität (Oberheit) des Volkes anerkennen; ein Geständniß, daß man, um sicher zu gehen, sich nicht auf seine Füße allein verlassen dürfe, sondern der Grund, auf dem man fußt, fest sein müsse. Das Bewußtsein, nicht geliebt zu werden, ist selbst für die mächtigsten Tyrannen höchst drückend; sie haben daher seit je ihre ungerechtesten Handlungen mit Scheingründen vor dem Volke zu rechtfertigen, und auch sonst durch persönliche Freundlichkeit, äußere Frömmigkeit, einzelne Gnadenakte u. eine gute Meinung von sich zu erwecken gesucht; doch umsonst, denn die Macht, wie Börne sagt, ist verloren, sobald sie anfängt, sich zu rechtfertigen. Andere gelangten zu Popularität, ohne zu wissen, wie? und warum? vielleicht wegen eines liberalen Wortes, oder wegen der Abkunft von beliebten Eltern, oder anderer Zufälligkeiten wegen, ohne Verdienste.

Wieder andere werden geliebt, weil ihre Gegner zufällig auch unsere sind. Dieser Fall war beim Kaiser Franz, dem außer seinem bürgerlichen äußerlichen Erscheinen und schönen Versprechungen vorzüglich der Haß gegen Napoleon zu Statten kam, um populär zu werden. Eben so äußert sich jetzt die Abneigung wider die Frauen in Innsbruck aus Liebe zur Gemahlin des Reichsverwesers, welche durch niedere Geburt und hohe Heirath, dem modernen Prinzipie der allgemeinen Gleichheit als willkommenes Beispiel dient. Ja selbst dem Prinzen Johann war, nachdem er durch seine Mißheirath mit dem Hofe zerfallen war, der Anschluß ans Volk beinahe zur Lebens-Nothwendigkeit geworden, und außer seinem berühmten Ausspruch über Deutschlands Einheit wußten wir nichts von seiner politischen Gesin-

nung, und selbst dies wenige erscheint zweifelhaft, wenn man bedenkt, daß ein einiges Deutschland nicht schon ein demokratisches Deutschland bedeutet. Damit soll Niemand verdächtigt werden; wir sagen nur, daß Popularität sehr häufig mehr ein Ergebniß zufälliger Verhältnisse, als wirklicher Verdienste ist; und daß wir, das Volk, oft unser Vertrauen, unsere Liebe verschwenden. Der populärste Name in Oesterreich ist bisher Joseph II., und dennoch wissen wir, daß er bei Lebzeiten selbst im Volke viel Widerstand, und erst nach seinem Tode Anerkennung gefunden.

Die dunkle Regierung seines zweiten Nachfolgers ließ uns erst den Werth der Josephinischen Neuerungen im vollen Lichte erscheinen. Das Volk erscheint somit befangen, zuweilen ungerecht; und doch sagt man, seine Stimme sei Gottes Stimme.

Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruches dürfte in der historischen Auffassung des eben angeführten Sprichwortes liegen; unser Urtheil über noch Lebende und über ihre gegenwärtigen einzelnen Handlungen ist immer ein bedingtes, bedingt nämlich durch die Uebereinstimmung ihres Gesamtwirkens; erst über dieses, also nach ihrem (physischen oder politischen) Ableben können wir mit mehr Sicherheit richten. Die Nachwelt hat manchen Ruhm, den die Zeitgenossen einem Schleicher zuwendeten, widerrufen. Wir werden einen Fürsten, welcher uns in glückliche Eroberungskriege geführt hat, nicht mehr „groß,“ oder jenen, welcher neue Klöster baute „fromm,“ oder einen dritten, der die körperliche Tortur aufhob, die geistige aber fortbestehen ließ, „gütig“ nennen. Wir wollen nichts mehr wissen von „angestammten Tugenden und Talenten;“ der achtbare Privatmann gilt uns nicht schon für einen vollkommenen Regenten. Wir wollen vorsichtig und sparsam sein mit unserem Vertrauen; ein gnädiges Patent ist noch kein Antizipationschein über unsere Liebe und Verehrung; wir wollen ein wenig „metternischen“ d. h. abwarten und zusehen, was denn werden wird? Nur die einzige Billigkeit bleibe uns heilig: Niemanden früher für schlecht zu halten, als bis wir von seiner Gesinnung unzweifelhaft überzeugt sind; denn Mißtrauen hemmt auch den Kerlichsten in seinem Wirken, und das Volk, welches ja die Macht hat, und nie ausstirbt, soll den Verrath Einzelner lieber strafen, als fürchten.

Der Bürokrat.

Derselbe ist sehr leicht zu erkennen an seinem aufgeblasenen stolzen Benehmen gegen Untergebene und seiner kriechenden speichelckerischen Stellung gegen seine Vorgesetzten. In seiner Kleidung zeichnet er sich gewöhnlich durch dunkle Farben aus. Er war früher eines der gefährlichsten Individuen im Staate, auch ist er ein schrecklicher Gewohnheits-Mensch, der in seinem Amt an einem andern Schreibpult als dem seinen, ganz unbrauchbar wird, eine Veränderung seines Stuhles hindert ihn sogar an seinen Dienstleistungen, und wehe einem Praktikanten an dem Tage einer solchen wichtigen Veränderung. Der Bürger ist seiner Meinung nach, nur wegen ihm da, es fällt ihm nie bei, daß er von diesem gezahlt wird, und folglich dessen Diener ist. Neuerungen sind für ihn ebenfalls ein Gräuel. Wahre Freundschaft kennt er nie, nur der Schlendrian ist sein treuer Gefährte, ohne welchen er nicht leben kann. Deshalb geht so viel Bürokraten pensionirt werden, weil sie sich von ihrem treuen Freund aus Sedlitzs Schule her nicht trennen können. Für den Bürokraten hat der Tag nur sechs Amtsstunden, die andern sind für ihn überflüssig, seine Welt ist das Schreibpult und die Tintenker, ohne die für ihm das Leben langweilig ist. Sein ganzes Leben ist ein Hoffen, auf den Tod seines Vorgesetzten,

und so wird ein Bürokrat nach dem Andern von seinen Kollegen aus dem Leben hinausgehott. Als Grabchrift sollte jeder Bürokrat folgende Inschrift haben: Sein ganzes Leben war ein großer Tintenker. S.

Die Spießbürger.

Der Spießbürger ist so verbreitet wie der Kosmopolit, nur daß er in kleinen Städten im Verhältniß zu den großen häufiger zu treffen ist, er lebt so wie andere gewöhnliche Menschen, ist aber leicht zu erkennen, wenn man mit ihm über Neuerungen spricht, gegen die er ganz eingenommen ist, was gewöhnlich von seiner verschrobenen Erziehung herkömmt. Spricht man mit ihm von Staatsreformen, oder schlüpft Jemand das Wort Republik aus dem Munde, so wird er wüthend und behauptet, Republik sei nur Anarchie; will man ihm vom Gegentheil überweisen, so ist man sein Feind; ihm bezweifelnd zu machen, daß zu einem wahren Republikaner mehr Ordnungsliebe und überhaupt Manneswürde gehöre, als zu einem absoluten Unterthan, gehört in's Reich der Unmöglichkeiten, denn er behauptet fest ohne Monarchen könne kein Staat bestehen, und zu seines Vaters Zeiten wäre es viel besser gewesen, da hätten sich die Menschen nicht um Politik bekümmert, man hätte dem Kaiser das überlassen und seinen Hofrätthen, auch an den Rechten des Adels hätte man sich nicht vergriffen, aber wir würden schon sehen, was die Folge davon sein wird, wenn der Adel nichts mehr von uns kauft. Zum Schlußrefrain sängt er dann ganz traurig an: ja früher da ist der Bürger, wenn er des Tages sich geplagt hat, Abends in sein Gasthaus gegangen, aber nicht um zu politisiren, sondern um sich zu erholen, hat höchstens die Wiener-Zeitung gelesen und sich dann vergnügt schlafen gelegt, und der letzte Stoßseufzer ist dann:

D, das waren gute Zeiten!

S

Offenbarer Verrath der Bopf-Partei des Frankfurter Parlaments an dem Volke.

Wie sich diese Rechte gegen ein Mitglied der Linken, der eigentlichen Volkspartei benahm, haben wir den Lesern dieser Blätter bereits in einem größern Artikel mitgetheilt, kaum aber ist ihr dieser Versuch gelungen, so legt sie schon Hand an eines der heiligsten Rechte des Volkes, nämlich an die Öffentlichkeit ihrer Verhandlungen. Bereits hat sie den Beschluß gefaßt und auch schon in Ausführung gebracht, das Zutreten des Volkes durch die Abspernung eines Theils der Gallerien zu beschränken. Wie lange aber das Volk dieser un-rechten Rechte noch zuschaut, wie sie es um sein gutes Recht bringen, muß sich bald zeigen. E

Hört! was der Pfaffe zu Tribuswinkel bei Baden spricht!

Zwei hiesige Bürger, welche in Geschäften eine Reise nach dem obengenannten Orte machten, fanden Gelegenheit mit dem dortigen Pfaffen zusammen zu kommen, und als von Wiens damaligen Zuständen die Rede war, erklärte er: „die Studenten haben müssen auseinander gesprengt, tüchtig ausgehauen und sammt der Nationalgarde, die er ebenfalls auf das Empörendste beschimpfte, vernichtet werden.“ Dieses für die Ruhe unumgänglich notwendige Werk werde Radetzky, so bald er vollends mit Italien,

wo er eine kleine Befugung zurücklassen wird, fertig wäre, vollführen. Wie aber ein Mann wie Dobbhof, der ein — sei, und keine Studien gemacht habe, Minister sein könne, begreife er nicht. Übrigens meinte er, müsse die ganze Sache jetzt eine andere Wendung nehmen, denn die Bürger, welche ganz vom Kaiser, dem Adel und der Geistlichkeit leben, müssen zu Grunde gehen, wenn sie nicht bald ihr großes Unrecht einsehen und sich bekehren!

Mit Erlaubniß Herr Pfaff, bei diesem Theile Ihrer volksverläumderischen Erklärung müssen wir etwas länger verweilen, als es überhaupt bei einem Menschen, welcher seine Stellung auf eine solche Weise mißbraucht, sich der Mühe lohnt, aber nimmermehr können wir glauben, daß ein Mensch, welcher das Wort Gottes verkündet, und es mit dem götlichen Theile der Menschheit so schlecht meint, es mit seinem Schöpfer besser meint. Was den Kaiser betrifft, so lebt das Volk keineswegs von ihm, sondern er von dem Volke, den Kaiser, welchen wir persönlich zugethan sind, wollen wir auch nicht auf gleiche Stufe mit dem Adel und der Geistlichkeit gestellt wissen, welche beide vom Volke zehren, für was wir den ersten, den Adel flütern, wissen wir nicht, und warum wir die zweite (deren Nothwendigkeit wir übrigens nicht in Abrede stellen wollen) müssen sollen, sehen wir nicht ein, während der Bürger selbst, auf dessen Unkosten doch eigentlich die ganze Sache kommt, an dem Unentbehrlichsten Mangel leidet.

Katzennmusik - Parade.

Übermal hat gestern eine sehr großartige Katzenmusik bei einem Hausherrn in der Fuchsgasse auf der Wieden Statt gefunden, wo es zwischen der Garde und dem in großer Anzahl erschienenen Musikchore zum Handgemenge kam, welches mit der gänzlichen Veriprengung des letztern endete. Den kränklichen Hausherrn, ein Schlossermeister, brachte man schon vorher unter sicherem Geleite in die Stadt. Es wäre endlich Zeit, daß solche Serenaden nachließen.

Der gefürstete Graf von Tirol und Vorarlberg hat folgende Kundmachung am Tage seiner Abreise von Tirol und Vorarlberg erlassen:

An Meine lieben getreuen Tiroler und Vorarlberger!

Ihr habt Mir während der ganzen, in eurer Mitte verlebten Zeit vielfach neue Beweise Eurer, unter allen Verhältnissen rühmlich bewährten Treue und Anhänglichkeit gegeben. Ich fühle Mich in dem Augenblicke, wo Mich das Wohl der Monarchie zur Ausübung meiner Regentenspflicht in die Residenz abrückt, gedrungen Euch innigst zu danken, Euch ein herzliches Lebewohl zu sagen.

Ich knüpfe daran die Versicherung, daß Ich auch in der Ferne Euer stets liebevoll gedente, und Euch mit besonderer landesväterlicher Huld gewogen bleibe.

Innsbruck, am 8. August 1848.

Ferdinand (L. S.)

Gornbostel.

Neueste Nachrichten.

Italien. Mit Carl Alberto ist ein Waffenstillstand auf 6 Wochen abgeschlossen worden, außerdem ist ein Kriegsbei-

trag von 28 Millionen zu leisten. Die österreichischen Truppen besetzen Peschiera und Osoppo. Von der Übergabe Venedigs ist noch nichts officiell.

Marseille. Es konzentriert sich bei uns eine bedeutende Truppenmasse. Man glaubt sie zur Unterstützung der Italiener bestimmt, im Falle Österreichs Heer die Grenzen von Piemont überschreiten sollte. So kommt doch — was man lange erwartet.

Wien. Ein Theil der akademischen Legion geht nach Schleswig-Holstein, um für dessen Freiheit zu kämpfen. Der Abgang ist an dem 20. August bestimmt. Der Schriftsteller Schleichert geht mit und entgeht somit einem Prozeß. J. Nordmann geht nach Italien zu kämpfen. — Nur fragt sich für oder gegen die Freiheit Italiens?

Paris. Cavaignac hat eine neue Verschönerung, er zieht die sehr ehrenwerthen Mitglieder zu sehr ehrenwerther Verantwortung. Der Krieg der Blouse gegen den Frack dauert fort und wird immer erbitterter. Hoffen wir endlich auch in der Kleidung, aus den Zwittergeburten herauszukommen, und eine vernünftige Bekleidung zu erringen! Der Communismus spuckt noch bedeutend, wohlangezogene Leute werden noch auf den Straßen beschimpft.

London. England rüstet sich bedeutend, nur weiß man noch nicht, welche Partei der albionische Krämergeist ergreifen wird. Gewiß wo ein größeres Vortheil zu ersehen ist, und der wäre für das Inseland gewiß gegen Frankreich. Aus Irland laufen sehr betrübende Nachrichten ein, es soll schon zu bedeutenden blutigen Ausritten gekommen sein.

Petersburg. Alles ist still bei uns, die Politik hüllt sich in einen Mantel, um von Niemanden erkannt zu werden, es scheint aber, sie wolle sich nicht gegen das Ausland wenden, da das Aufkeimen freier Ideen im Innern ihr viel zu schaffen macht. Die Cholera wüthet hier, täglich 1500 bis 1600 Opfer fordert diese grimmige Hyäne.

Feuilleton.

Am 13. August 1848 gab man zum ersten Male im National-Theater an der Wien „der Bandit,“ ein elendes Machwerk, voll französischer Schauerkomödien, Schlechtigkeit und Tugend. Einer der sich rächen will, der andere der schweigt und weiß nicht wozu. Eine die sich verräth mit ihrer Liebe aus Ekelmuth, ein radikaler Räuberhauptmann, ein humoristischer, schlechter Kerl, das ist das Ganze. Herr Ambo, als Verfasser genannt, ist Niemand anderer, als der schauerhafte Autor der „ewigen Juden-Comödien“ Herr Carl Schmidt. Sinnloses Geschwätz, witzlose Witz, einige zeitgemäß sein sollende Parodien, auf die heiligsten Ereignisse der Gegenwart hat dieser Asterschriftsteller zusammengewürfelt, und es gewagt mit namenloser Kühnheit als Stück vor die Deffentlichkeit zu bringen. Solche Leute darf die Kritik nicht schonen. Gespielt wurde fleißig, Herr Decker und Wagner, so wie Fräulein Weißbach gaben sich alle Mühe, Fußbergers sinnlose Rolle war unbedeutend; das Stück wurde von dem spärlichen Publikum zu Grabe getragen. Für die Regie möchten wir bemerken, daß bei einem Geschwornengerichte zwölf Geschworene und nicht vier vorhanden sein müssen, wenn man von einer Verurtheilung von 9 Stimmen gegen 3 spricht; ebenso dürfte Herr Nolte den Mond nicht am Seitenfenster suchen, wenn er im Hintergrunde erscheint. Die Direktion hat mehr für das Stück gethan, als es werth ist.

H.